

Neue Bilder für das Alter nötig:

Die Tagespost. Katholische Zeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur, 12.4.2014

Elisabeth Jünemann

In der deutschen Altersdebatte, aktuell in der Rentenreformdebatte, ist man sich in einem einig: Die Lage ist alarmierend. Wir werden immer älter. Und die Alten werden immer mehr. Im Verlauf des letzten Jahrhunderts sind in den hochentwickelten Gesellschaften pro Leben im Schnitt zwei Jahrzehnte dazu gekommen. Geschenkte Lebenszeit oder verlängerte Rest-Zeit? Je nachdem, wie wir damit umzugehen verstehen: Können wir die neuen Jahre mit Leben füllen? Wir altern ohne Vorbild. Die alten Bilder stimmen nicht mehr, neue gibt es noch nicht.

Neue Bilder vom Alter entstehen nicht von heute auf morgen. Im Laufe der Jahre ändert sich die individuelle Erfahrung von Lebenszeit, je nach Temperament und individuellen Ressourcen unterschiedlich. Im Laufe der Zeit ändert sich, je nach Kultur und gesellschaftlichen Ressourcen unterschiedlich, der gesellschaftliche Rahmen für die Erfahrung von Lebenszeit. Wie das Alter gesehen wird, das hängt an den individuellen Ressourcen. Und an den sozialen, den kulturellen Bedingungen.

Die Alterskultur in Europa basierte schon in der frühen Agrargesellschaft auf einem Kontrakt zwischen der mittleren und der älteren Generation. Die Alten waren bis zu ihrem Tode zu versorgen. Sie hatten ein Recht auf Nahrung, Pflege bei Krankheit und ein Wohnrecht in bestimmten Gebäudeteilen. Dafür verloren sie deutlich an Einfluss und Freiheit. Diese alten Bilder wirken in unseren heutigen Altersdebatten nach. Als Angst, ausrangiert zu werden. Oder als Befürchtung, die Alten könnten die knappen Ressourcen der Gemeinschaft aufzehren und die gesamte Gesellschaft in den Ruin stürzen. In der industriellen Kultur entstand ein anderes Bild. Das Alter wurde peu á peu zum Nach-Erwerbs-Leben, in dem man die Früchte harter kräftezehrender Arbeit ernten kann. Möglichst lange. In der Zuspitzung dieses Bildes wird in den 90er Jahren Frühverrentung zu einem gesellschaftlichen Ideal. An dem man offenbar bis heute hängt.

Die heutige Altersdebatte ist rückwärts gewandt, wo sie sich an die Rente mit 63 klammert. Frühverrentung ist ein Produkt der Zeit rasanter Entwicklung ökonomischer Produktivität im Industrialismus. Und sie ist die Konsequenz einer industriellen Ära, in der Erwerbsarbeit

überwiegend körperlich verschleißend und geistig monoton war. Mit dem demographischen Wandel führt der Weg in die umgekehrte Richtung. Die Verlängerung der Lebensarbeitszeit und die Erhöhung des Renteneintrittsalters auf 67 Jahre wird, erklärt konsequent das jüngste ökonomische Sozialschreiben der DBK und der EKD, „notwendig“. Die Schweizer Kommission der Bischofskonferenz „Justitia et Pax“ lehnt sich weiter aus dem Fenster und spricht für ein „flexibles Rentenalter zwischen 62 und 70“ Jahren.

„Flexible Rentenalter“ heißt nicht, dass jede und jeder dann in Rente geht, wann es ihm oder ihr passt. Das wäre weder organisatorisch noch ökonomisch realisierbar. Und bei aller positiven Menschensicht ein zu hoher Anspruch an das Verhalten der Bürger. Es geht um Rahmenbedingungen, die die Anreize zum frühen Ruhestand reduzieren und dazu motivieren, die individuelle Leistungsfähigkeit und Partizipationsmöglichkeit auszuleben. Verteilungsgerecht, denn so wird der Teufelskreis aus sinkender Erwerbsbeteiligung der Älteren und zunehmenden Lasten der Jüngeren durchbrochen. Beteiligungsgerecht, denn so wird niemand allein aus Altersgründen aus dem Arbeitsleben ausgeschlossen. Aber auch leistungsgerecht, wenn die tatsächlich geleisteten Arbeits-Jahre für den Wohlstand im Alter zählen.

Die Altersdebatte offenbart es gerade in der Rentenreformdebatte: Den Umgang mit einer Lebenszeit, für die es keine historisch gewordene, kulturell vorgefertigte Lebensform gibt, müssen wir erst noch lernen. Wir sind angewiesen auf eigene Fantasie und eigenes Engagement. Angewiesen auf soziale Imagination und politische Entschlusskraft.